

rath zeigt völlig unbefangen, daß alle diese Werte bloß an der Peripherie der sitlichen Haltung der Lehre Christi liegen. Prinzipiell und losgelöst vom religiösen Gedanken nimmt er kaum Stellung zu ihnen. Arbeitet man aber aus den versprengten, gelegentlichen Auszerrungen das Gemeinsame, den Geist heraus, so könnte man sie auf die Formel des hl. Thomas bringen: Die Gnade tastet die Vernunftordnung nicht an, sondern läßt sie zu Recht bestehen, sieht sie voraus, adelt und krönt sie. Es ist dieselbe Auffassung, die der hl. Ignatius im Anfang der Exerzitien vom Gebrauch der Geschöpfe entwickelt: sie haben vom religiösoethischen Standpunkt die Bedeutung des Gebrauchswertes, des Mittels und sind darum im Lichte des höheren Ziels zu bewerten und dementsprechend entweder zu bejahen oder zu verneinen. Damit ist allen Aussprüchen des Herrn, etwa über Hass von Familienangehörigen, über Gefahren des Reichtums, ihre scheinbare Härte genommen. Christi Geist atmet bei aller prinzipiellen Eindeutigkeit und Entschiedenheit allüberall Weite, Milde, Güte, Menschenfreundlichkeit. Dies gezeigt zu haben ist ein weiteres Verdienst des Verfassers.

Für den Philosophen und Philosophiehistoriker hat es einen besondern Reiz, die tief-schürfenden, psychologisch und metaphysisch harmonisch abgestimmten Ausführungen zu folgen, in denen die Spannungseinheiten zwischen Autonomie und Heteronomie, Pflichtbewußtsein und Lohnmotiv in der Ethik Jesu bestimmt werden. Es ist ein wahrer Genuss, zu sehen, wie siegreich der Verfasser — bei aller Anerkennung des Bedeutsamen der Kantianischen Moral im Einzelnen — die Überlegenheit, Reinheit, Motivationskraft, Allseitigkeit der christlichen Ethik gegenüber den Einseitigkeiten, Schrönheiten, Wirklichkeitsfremdheiten der neuzeitlichen, speziell der Kantianischen, Moral herausgearbeitet hat.

Nur einen Mangel empfinde ich in dem Ganzen der Schrift. Der Verfasser beschränkt sich prinzipiell und tatsächlich auf die Synoptiker. Soviel ich den heutigen Stand der exegesischen Forschung beurteilen kann, liegt zu dieser methodischen Rücksichtnahme kein durchschlagender Grund vor. Der katholische Gelehrte nimmt selbstverständlich das Johannesevangelium als göttlich inspiriert und als geschichtlichen Bericht an. Rein vordogmatisch und apologetisch betrachtet ist die rationalistische Kritik in ständig rückläufiger, den früheren traditionellen Annahmen sich freundlich annähernder Bewegung begriffen. Welch schöne, lebensvolle, mannigfaltige, tiefgehende

Bereicherungen aber die synoptischen Belege durch die Johanneischen finden würden, ist offenkundig. Ich erinnere für den Zentralgedanken der alles bemessenden Gottes- und Nächstenliebe nur an die einzigartigen, gemütvollen Motive der Abschiedsrede.

Bernhard Jansen S. J.

Deutsche Literatur

Martin Opiz. Von Friedrich Gundolf. gr. 8° (52 S.) München und Leipzig 1923, Duncker & Humblot. M 1.25

Universitätsprofessor Dr. Friedrich Gundolf (Gundelfinger) gehört zu jenen Schriftstellern, die am nachdrücklichsten und wirksamsten gegen die literaturhistorische Betrachtungsweise der Dichter und ihrer Erzeugnisse, wie sie vor noch nicht gar so langer Zeit allgemein an deutschen Universitäten üblich war, ankämpften. Vor bald zehn Jahren hat sein umfangreiches Werk über Goethe bekanntlich in weiten Kreisen einen Jubel der Begeisterung ausgelöst, der heute bereits einer merklich kühleren Stimmung und Einschätzung Platz zu machen beginnt. Damals pflegten die Lobredner des vielbewunderten Buches mit besonderer Betonung darauf hinzuweisen, daß Gundolf in seinem 800seitigen Werke nur ein einziges Mal eine Jahreszahl nenne, und so schliedenn die Literaturgeschichte „ohne Namen und Zahlen“, von der anschließend manche unserer jungen Kritiker das Heil erwarteten, bereits in greifbare Nähe gerückt.

Es schadet nichts, wenn man angesichts der vorliegenden kleinen Arbeit Gundolfs über Opiz seine übereifrigen Verehrer an ihren damaligen Enthusiasmus für sein Goethebuch erinnert; denn die Schrift über den literarischen Gesetzgeber des 17. Jahrhunderts nimmt sich aus wie eine Rückkehr ihres Verfassers zu der von unsfern Modelliteraten so tiefverachteten und bereits totgesagten „Biographie“. Schon die Lebensskizze, die Gundolf von seinem Helden entwirft (S. 7—12), ist so reichlich mit Daten, Namen und sonstigen biographischen Einzelheiten bedacht und ausgerüstet, daß sie in jedem literaturhistorischen Werk der achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts stehen könnte. In Wahrheit erblicke ich darin nicht den Beweis von beginnender Alterschwäche Gundolfs, sondern eher ein Anzeichen von klugem Einlenken und ersprießlicher Selbstbesinnung des gefeierten Verfassers. Er sieht offenbar ein, daß die biographische Arbeitsweise auch in Zukunft die Grundlage der geistesgeschichtlichen Darstellung bilden muß und daher selbst für den in-

tuitivsten Geist unentbehrlich ist, wenn all die schönen und kühnen Konstruktionen mehr sein sollen als bloße Wolkenkuckucksheime, verblüffende Phantasiegebilde und willkürliche Erzeugnisse des Subjektivismus, die der wissenschaftlichen Begründung entbehren und einer genauen ruhigen Prüfung nicht standzuhalten vermögen.

Gundolfs Broschüre liest sich übrigens ganz interessant. Wohl mit Recht betont der Verfasser den Widerspruch oder Abstand zwischen Opiz' Werk und Lebenslauf. Beide durchdringen sich gegenseitig nicht, sondern beziehen sich bestenfalls aufeinander. Es ist ein heterogenes Leben, das von Rücksichten auf den Nutzen (auf den jeweiligen Brotherrn) bestimmt wird. Opizens Religion war der Humanismus, nicht der Protestantismus. Aber bei all seinen Schwächen und Fehlern hat er unstreitig auch einige Verdienste: „Was seiner Zeit nötig und möglich war, hat er verwirklicht: nach schlaffer Verwilderung ohne Fülle eine gewisse Zucht und Würde. Kraft und Schönheit lassen sich nicht rufen. Doch aus einem Bildungswirrwarr Muster und Ansprüche holen, den Sinn für Farben- und Formfeinheiten wenigstens wecken, für sprachliche Gediegenheit den Anschluß des krausen Deutsch an den europäischen Geist wenigstens versuchen: das war auch etwas“ (S. 36). Gundolf schließt seine kleine Schrift mit den recht beachtenswerten Sätzen: „Vielleicht liegt sein [Opizens] Verdienst weniger in dem, was er geschaffen, als was er verhütet: die Flucht deutschen Geistes aus der europäischen Bildung. Er hat eine Brücke gebaut zwischen Petrarca und Goethe über den von Luther gerissenen Abgrund hinweg. Manche werden diesen Abgrund heilsamer finden, und wir könnten uns schönere Brücken denken. Aber so wie es gekommen, trägt sie seinen Namen“ (S. 52).

Schade, daß Gundolf auch hier wie schon in seinem Goethebuch die geschmacklosen, vulgären Ausfälle gegen die „Pfaffen“ nicht lassen kann: „Quodlibetpaffen wie Abraham a Sancta Clara“ (S. 4). „In den Mittellagen werden selbst die Besseren leicht zu streberischen Glückstrütern, wenn sie nicht enge Eiferer sind wie die Pfaffen oder entrückte Grübler wie die Mystiker“ (S. 6). Auch sonst wäre gegen Einzelheiten manches einzutwenden; denn seine Kenntnis der Literatur des 17. Jahrhunderts ist anscheinend sehr lückenhaft, wie ihm das von Fachleuten verschiedentlich nachgewiesen wurde. Es rächt sich eben jetzt, wo er selbst in die Region des Konkreten und

Kontrollierbaren herabsteigt und auf allgemein gehaltene, unfaßbare Konstruktionen verzichtet, seine bisherige souveräne Verachtung der literarhistorischen und philologischen Arbeitsweise.

Klopstock. Seine Sendung in der deutschen Geistesgeschichte. Von Franz Schulz. Lex. (16 S.) Frankfurt a. M. 1924, Engelbert & Schlosser. M.—50

Die Arbeit des bekannten Frankfurter Germanisten Professor Dr. Franz Schulz, ursprünglich eine Rede anlässlich des 200. Geburtstags Klopstocks, betont die heute oft nicht genügend gewürdigte Bedeutung des Dichters für die deutsche Geistesgeschichte. Die Schilderung, die einst Goethe von seinem großen Zeitgenossen in „Dichtung und Wahrheit“ gab, hat, wie Schulz richtig hervorhebt, „eine beinahe kanonische Geltung erlangt“, muß aber entschieden als „unzureichend und ergänzungsbefürftig“ bezeichnet werden (S. 6 f.). Sie verkennt das, „was an Problematik und Mischungen in Klopstock beschlossen ist“. Nachdrücklich weist Schulz unter anderem auf Klopstocks Verdienste um die Sprache hin und feiert zum Schluß noch des Dichters großen Einfluß auf die Erstärkung des deutschen Nationalgefühls: „Eine gerade Linie führt von seiner teutonischen Lyrik über den Göttinger Hain zur Lyrik der Befreiungskriege, der Turner und der deutschen Burschenschaft“ (S. 15).

Reinhold Baumstark und Alban Stolz. Von Dr. Julius Mayer. gr. 8° (30 S.) Freiburg i. Br. 1925, Herder. M 1.—

Reinhold Baumstark (geb. 1831, gest. 1900) war ein ungewöhnlich kenntnisreicher Gelehrter, ein begabter Schriftsteller, ein selbständiger Denker und — leider auch ein eignesinniger, eigenbröderlicher Politiker. Von Haus aus Protestant, aber aus einer gemischten Ehe stammend, legte er am 30. Juni 1869 im Kloster Beuron das katholische Glaubensbekenntnis ab, nachdem er durch gründliche historische Studien und eine für ihn sehr bedeutungsvolle Reise nach Spanien die Überzeugung von der göttlichen Sendung der Kirche und der Wahrheit ihrer Lehre gewonnen hatte. Obwohl Baumstark später in schroffer, leidenschaftlicher, auch wohl ungerechter Weise die katholische Zentrumspartei befürdete, ist er doch bis an sein Ende ein treuer Sohn der Kirche geblieben, wozu die Freundschaft mit Alban Stolz zweifellos sehr viel beigetragen hat. Stolz blieb ihm zeitlebens aufrichtig gewogen, und Baumstark seinerseits hing in dankbarer

Verehrung und Liebe an seinem priesterlichen Freund, dessen treuherzige Ermahnungen, sich in seinen politischen Meinungsäußerungen und öffentlichen Kundgebungen mehr zu zügeln und zu mäßigen, er allerdings zu seinem eigenen Schaden nicht genügend befolgte.

Als Gelehrter entfaltete Baumstark auf dem Gebiete der Geschichtsforschung eine sehr erfolgreiche, gesegnete Tätigkeit, wie Mayer in seiner kleinen Schrift noch besonders hervorhebt. Nebst einer kurzen Lebensskizze Baumstarks (unter besonderer Berücksichtigung seiner Beziehungen zu Alban Stolz) enthält die Broschüre noch zwei Beilagen von bisher unveröffentlichten Briefen der beiden Männer: Sechs Schreiben von Stolz an Baumstark stehen vier Antworten des letzteren gegenüber. In einem Briefe Baumstarks vom 1. November 1880 finden sich die für den edlen, bei allem Eigenninn doch wieder großveranlagten Konvertiten bezeichnenden Worte: „Ich bin hocherfreut über Ihre Milde und Güte; es liegt mir gar nichts daran, daß Sie mich verteidigen, sondern nur daran, daß Sie an mich glauben“ (S. 29).

Die deutsche Dichtung der Gegenwart 1885—1924. Von Hans Naumann. 2. Auflage. gr. 8° (376 S.) Stuttgart 1924, Meßler. M 7.—; geb. 8.50

Die Aufgabe, die sich der Frankfurter Germanist und Professor Dr. Hans Naumann in diesem Buche stellt, ist, wofern ihre wissenschaftliche Bewältigung nicht bloß eine Behandlung in Form von einer leichten, unverbindlichen Plauderei angestrebt wird, eine außergewöhnlich schwierige. Gestalten und literarische Erscheinungen, die noch in vollem Fluß begriffen und stetem Wechsel unterworfen sind, mit klarem, unbeirrbarem Blick zu überschauen, zu kennzeichnen und jeder von ihnen ihren Platz im Geistesleben der Gegenwart anzeweisen, gehört zu jenen seltenen Naturgaben, deren Mangel selbst bei sonst gutem Talent durch eisernen Fleiß und anstrengtes Studium niemals ersetzt werden kann. Es soll nicht behauptet werden, daß Naumann seine Aufgabe restlos oder auch nur durchweg befriedigend gelöst hat, aber einen guten Schritt nach dieser Richtung bedeutet seine gehaltvolle, interessante Studie immerhin. Die Literaturhistoriker einer späteren Zeit werden sie mit Nutzen lesen und verwerten, mögen sie auch in der Werthägung der von Naumann mit so viel innerer Anteilnahme gewürdigten zeitgenössischen Dichter und Dichtungen oft wesentlich anderer Ansicht sein.

Das Buch enthält nur drei große Abschnitte: Das neue Schauspiel, Der neue Roman, Die neue Lyrik. — Naumann bezweifelt, ob eine spätere Zeit die sonst übliche Dreiteilung der neuen Dichtung in Naturalismus, Impressionismus und Expressionismus beibehalten werde; er hält es für wahrscheinlicher, daß sie sich mit der Zweiteilung nach den alten Begriffen Realismus und Romantik begnügt. Er mag recht haben; nur darf man nicht übersehen, daß die Grenzen zwischen den zwei großen Kategorien fließend sind, und daß unendlich viele Unterarten und Schattierungen den Entwicklungsprozeß vom Rationalismus bis zur ausgesprochenen romantischen Auffassung kennzeichnen. Die Hauptbruchstelle in der Zeit des Impressionismus, wo die Neuromantik beginnt, findet der Verfasser um 1900, „in jenen Jahren, da allgemeiner und breiter die Richtung einsetzt, die man mit Neuromantik zu bezeichnen sich übrigens längst gewöhnt hat“. Diese Richtung steigerte sich bis zum Expressionismus. Die ganze Entwicklung der neuesten Dichtung erscheint demnach wie ein einziger Prozeß, „wie ein Sichtotlauf von Realismus und Rationalismus bis in ihr Gegenteil hinein“ (S. 1).

Naumanns Studie enthält eine Fülle von feinsinnigen Beobachtungen und Urteilen und legt so Zeugnis ab von der Aufgeschlossenheit des Verfassers für die neuesten Bestrebungen auf dem Felde des schönen Schrifttums, nachdem der Frankfurter Gelehrte bisher durch fachwissenschaftliche Arbeiten aus dem Gebiete der mittelalterlichen Literatur seine eingehende Vertrautheit mit der deutschen Vergangenheit bewiesen hat. Eine umfassende Kenntnis und eine von den Modeströmungen unbeeinflußte objektive Beurteilung der Dichtung der Gegenwart verrät sie nicht. Schon der Umstand, daß Naumann das Geistesleben der Gegenwart in den Namen Gerhart Hauptmann, Thomas Mann, Stephan George und Franz Werfel gipfeln läßt, erweckt Bedenken. Immerhin sind es Dichter, deren große Bedeutung in unserer Zeit niemand bestreiten wird. Unfehlbarer erscheinen mit die gar zu reichlichen Huldigungen, die hier Schriftstellern wie Johannes R. Becher, Arno Holz, Georg Kaiser, Paul Kornfeld, Alfred Mombert, Christian Morgenstern u. a. gespendet werden. Carl Sternheim erscheint zwar nicht gerade als das Ideal des modernen Dichters, aber eine Überschätzung seines Könnens und des ethischen Gehalts seiner Schriften ist unverkennbar. Während Naumann solchen zweifelhaften Größen liebevolle Aufmerksamkeit widmet, scheint er keine

Ahnung davon zu haben, daß es auch katholische Dichter gibt, die in einer Darstellung mit so anspruchsvoller Überschrift einfach nicht übergangen werden dürfen, wenn eine auch nur annähernd vollständige Lösung der gestellten Aufgaben angestrebt wird. Was soll man dazu sagen, daß Heinrich Federer, Peter Dörfler, Leo Weismantel, von weniger bekannten Namen ganz zu schweigen, in Naumanns Buch nicht einmal genannt werden? Überhaupt scheint dem Verfasser für den starken religiösen Einschlag, der in einem großen Teil unserer heutigen Dichtungen (von Protestanten und Katholiken) unstreitig vorhanden ist, das tiefere Verständnis abzugehen. Das ist um so mehr zu bedauern, als Naumann sonst einer durchweg idealistischen Auffassung huldigt und es anscheinend begrüßt, daß der moderne Geist aus dem Banne eines engherzigen Individualismus wieder zum mittelalterlichen Gemeinschaftswesen und „gotischen Geist“ zurückkehrt.

Alois Stockmann S.J.

Dichtung

Das Passional. Von Ruth Schaumann. (39 S.) München 1926, Kösel-Pustet.

Das Zeichen der Zeit ist die Selbstüberwindung des Expressionismus zu einer neuen klassischen Typik. In diesem Prozeß ist Ruth Schaumanns „Passional“ eine ganz besondere Etappe. Ruth Schaumann begann mit der „Kathedrale“ (1920), die an die rätselvolle Musik des späteren Klimt gemahnt. Es folgte „Der Knospengrund“ (1924), in dem die anfängliche (freilich auch hier nur teilweise) Klimt-Nachfolge zu einem überraschend gefülltigem Lied-Stil sich befreit (vgl. unsere Besprechung in dieser Zeitschrift 109 [1924/25] 30). Das „Passional“ ist unleugbar ein Höhepunkt dieser Befreiung: von einer Künstlerin, in der das schwere Blut der Expressionismus-Epoche wie nur irgend lebendig floß, werden uns Lieder geschenkt, die an herbeifreier Einfachheit und Stille mit den klassischen Kirchenliedern wetteifern können. Gewiß sind auch diese Partien noch von sinnenden Betrachtungen im früheren Stil durchkreuzt. Aber das Charakteristische des „Passionals“ bleibt die glückliche Neugeburt eines neuen religiösen Liedstils, der nach einem Komponisten von der Art Pfitzners, Regers oder auch Braunfels' geradezu ruft, — wenn auch in unserer neueren Musik die Verheizungen der Orientierung an gregorianischem Choral sich

erfüllen. Als Probe sei das letzte Lied mitgeteilt:

○ edler Pelikan,
Was hast du dir getan,
Doch deiner Federn Schnee sich purpurn rötet,
Und unsrer Schnäbel Eis
Erblüht und wird so heiß?
Hast du dein klares Herz
Für uns getötet?

Dein rosenfarbner Flug,
Der dich zur Sonne trug,
Lieg über uns gedeckt in weitem Bogen.
Des Himmels Tiefe klagt,
Des Morgens Röte sagt,
Es seufzt die ew'ge Bahn, die du geslogen.

Nun fliegt du nimmermehr,
Wir scharen um dich her
Und trinken unverzagt dein kostlich Leben.
Denn deiner Augen Licht
Hat uns die Zuversicht,
Hat uns den milden Mut zu dir gegeben. (39.)

Wir grüßen das Buch als Verheizung eines noch reicherem Schaffens und als Verheizung einer wachsenden „Stille der Einfalt“ auch der wunderbar tiefen Schöpfungen der Plastikerin Ruth Schaumann. Die neue Kindheit, die aus ihrem Ringen als lezte Blüte spricht, ist ihr eigentlich Echten. „Wer das Himmelreich aufnimmt wie ein Kind . . .“

Zwei Freundinnen Gottes. Von Agnes Ernst. 12° (120 S.) Freiburg i. Br. 1926, Herder, Geb. M 3.20; handkol. Ausg. in Pergament M 10.50

Mit freudigem Staunen nimmt man das kleine Büchlein, eine Legende der hl. Juliania von Lüttich und ihrer Freundin, der Nekusin Eva, zur Hand und dankt von Herzen der Künstlerin und dem Verlag, die eine so erlesene Gabe bescherten. Und es sind auch Kapitel genug in dem Buche, die in feiner Harmonie zu den kostlichen Initialen passen. Die Verfasserin ist gleichzeitig die Buchkünstlerin. Ihre Eigenart berührt sich in manchem mit der Ruth Schaumanns, und man möchte von diesen Verwandtschaften aus eine ähnliche Entwicklung „prognostizieren“. Aber es ist doch heiße Gegensätzlichkeit in Agnes Ernst, und eine Gegensätzlichkeit, deren Einheitspunkt vor der Hand noch nicht recht sichtbar ist. Eine reiche Künstlerphantasie steht im Widerstreit mit einer fast gesuchten Sachlichkeit. So gehen denn manche Dissonanzen durch das Buch. Aber wenn man die Initialen studiert, bekommt man ein ruhiges Vertrauen, daß auch für diese